

Prof. Dr. Wilhelm Boeck

Laudatio auf Felix v. Hornstein

Als 1951 die erste Auflage von »Wald und Mensch« im Otto Maier-Verlag zu Ravensburg erschien, fand sie in der Zeitschrift »Die Gegenwart« (Jg. VII, 15.2.1952) eine – äußerlich gar nicht umfangreiche – Besprechung von Benno Reifenberg. Auf ein paar Seiten entstand auch da, mitschwingend im Tone des in seiner Eigenart verstandenen Buches, ein kleines Stück Literatur, inmitten einer Umgebung, die es wohl lohnt, sich nach einem Jahrzehnt für einen Augenblick zu vergegenwärtigen: Überfliegt man die Überschriften des betreffenden Heftes, so ist da die Rede von der ersten Wehrdebatte im Bundestag, vom Thronwechsel in England, vom Unabhängigkeitskampf Tunesiens, von Wohnungsnöten der Untermieter und dem Streit um den Wiederaufbau der Alten Pinakothek in München. Das alles gehört mehr oder weniger der Geschichte an, nur »Wald und Mensch« hat von seiner Aktualität, von seiner Zeitlosigkeit nichts eingebüßt. Das Buch, in das der Autor die Erfahrung eines Lebens gegossen hat, »es schien allein schon durch die Langsamkeit seines Entstehens dem Gegenstand gemäß, dem es gewidmet ist: dem Wald, der Lehre, die aus der Beobachtung des Waldes dem Menschen geboten wird. Nicht vieles braucht heute noch Zeit. Dieses Buch strömte die Zuverlässigkeit von Dingen aus, die es nicht eilig haben« (Reifenberg). Seitdem hat Felix von Hornstein unablässig weiter über seinen Gegenstand nachgedacht und ihn ins Allgemeine vertieft. Er konnte nicht annehmen, daß es ihm vergönnt sein werde, die in einem begrenzten Gebiet gewonnenen Ergebnisse durch ebenso gründliche Forschungen in anderen Landschaften zu ergänzen, wohl aber auf Grund des an einer Stelle exemplarisch Erarbeiteten die Theorie der von ihm – man darf sagen – »erfundenen« Wissenschaft der Waldgeschichte aufzustellen und damit die Grundlage für entsprechende Untersuchungen auch unter anderen Bedingungen zu schärfen.

Als der Autor sich zur erweiterten Neuauflage von 1958 entschloß (mit dem Untertitel »Theorie und Praxis der Waldgeschichte, unter-

sucht und dargestellt am Beispiel des Alpenvorlandes Deutschlands, Österreichs und der Schweiz«), brauchte er an dem übernommenen Bestand der älteren Auflage so gut wie nichts zu ändern. Um so mehr hatte sich die Welt um ihn herum in diesen wenigen Jahren gewandelt, in einem Sinne, der es erst recht notwendig macht, der Stimme seines Buches Gehör zu geben, eines Buches, dem es letzten Endes um den »Dualismus Natur–Mensch« geht. Die wirtschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik ist – aufs Große gesehen – in einseitiger Weise der Industrialisierung, der Verstädterung, der Ausbreitung des Verkehrs zugute gekommen und hat den Menschen weiter von der Natur abgedrängt, ja, sie hat die Natur selbst auf vielen Gebieten neuerlich zum Rückzug gezwungen und in ihrer Substanz geschädigt. Sehen wir von dem ab, was am Menschen selbst »Natur« ist und nicht geringerer Bedrohung ausgesetzt, so sind die Sorgen um die Erhaltung unserer Tier- und Pflanzenwelt, um die Reinhaltung von Luft und Wasser mindestens ebenso groß wie die mir persönlich vertrauteren um die Erhaltung der geschichtlichen Bau- und Kunstdenkmäler. Die einen wie die anderen sind gleicherweise von den rücksichtslosen Forderungen vor allem des Verkehrs schwer gefährdet. Zwar liegt es im Zuge der Zeit, für Organisationen wie Denkmal- und Naturschutz zu werben, doch setzt sich die Praxis da, wo der begrenzte Einfluß dieser erhaltenden Kräfte aufhört, fast regelmäßig über die natürlichen oder künstlerischen Belange hinweg. Sogar in dieser Landschaft, der mit dem Wunder des Bodensees ein unvergleichliches Geschenk anvertraut ist, muß man um den Bestand des Gleichgewichts des empfindlichen Naturhaushaltes bangen. Mit bewundernswerter Zurückhaltung versagt sich Hornstein in seinem Werk alles Zeitkritische und Polemische, so sehr gerade ihm das Herz bluten mag, wenn er die beinahe täglichen rohen Überfälle des sogenannten Fortschritts auf die Natur beobachtet. So scheint die Entscheidung des Preisgerichts nicht zuletzt eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen, indem sie dazu aufruft, einem Sektor des öffentlichen Interesses, der durch das gekrönte Buch in untadeliger Sachlichkeit angesprochen wird, größere Beachtung zu zuwenden.

Um die jeden aufgeschlossenen Leser anrührende Wirkung von »Wald und Mensch« zu begreifen, ist es wichtig zu wissen, aus welcher inneren Notwendigkeit das Buch entstanden ist und seine Überzeu-

gungskraft empfängt. Vielleicht ist es weniger bedeutsam, daß Felix von Hornstein (am 8. Juni 1883) in der Kaiserstadt Wien geboren wurde, als daß er seine Kindheit im oberösterreichischen Linz, der Stadt Adalbert Stifters, verbrachte und seine Schulbildung bei den Benediktinern in Kremsmünster erhielt. Nach Abschluß der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien in Wien und Promotion zum doctor juris kehrte er als Staatsbeamter wieder nach Oberösterreich zurück und beschäftigte sich nach dem 1. Weltkrieg besonders mit Fragen des Wasser- und Elektrizitätsrechts. Es stellte keinen Bruch seiner Entwicklung dar, als Hornstein 1926 das Familiengut Orsenhausen bei Laupheim übernahm und in der Folge zeitweise die Geschäfte des Verbandes der württembergischen Elektrizitätswerke führte. »Durch Praxis und intensives Selbststudium – dies seine eigenen Worte – arbeitete ich mich in die wichtigsten Gebiete der Forstwirtschaft ein, besonders in den Waldbau. Ohne eigentliche Absicht befand ich mich bald auf der Suche nach waldgeschichtlichem Material im ganzen Alpenvorland. Meine Methode, die Ergebnisse im Detail sofort auf Karten einzutragen, systematisch Geographie (heute würde man sagen Raumforschung) mit Waldgeschichte, Vegetations- und Standortskunde in großen Zügen zu verbinden, immer auf eigenen und fremden gesicherten Grundlagen aufbauend, ließen bald die Umriss einer großräumlichen Übersicht erkennen. Aber daß daraus ein Buch entstehen würde, war mir lange nicht klar.« Ein wesentliches Moment, das ihn der literarischen Niederschrift näher brachte, war die Gründung der Arbeitsgemeinschaft »Oberschwäbische Fichtenreviere« in Orsenhausen 1946, die sich die Standortserkundung und Kartierung dieser Reviere zum Ziel setzte. »Um 1950 schrieb ich aus dem Wust der vielfältigen Unterlagen spontan, aber in strenger literarischer Disziplin das Manuskript in kurzer Zeit nieder, daher bekam es emotionalen Schwung und zielgerichtete Form.« Die in seinem Hauptwerk niedergelegten Erkenntnisse vertiefte Hornstein noch nach der philosophischen Seite in der kleinen Schrift »Mensch–Natur« (1957 erschienen). Außerdem ist seit Jahren ein Gemeinschaftswerk mit dem vorläufigen Titel »Wider Mißbrauch der Natur« in Vorbereitung, dessen Grundidee »die Verwandlung des Verhältnisses des Menschen zur Natur im Lauf der Geschichte, der Stand dieses Verhältnisses in un-

serer Gegenwart, die Möglichkeiten der Beeinflussung und Gestaltung für die Zukunft« ist.

Es dürfte auch dem Kundigen nicht möglich sein, in Kürze eine gültige Vorstellung vom Inhalt des Buches »Wald und Mensch« zu geben, dessen langsames Wachstum – bis zum Augenblick der eruptiven Niederschrift – eine ebenso gründliche Lektüre verlangt. Auch liegt es im Wesen seiner Entstehung und Reifung als Materialsammlung, daß die beschreibenden Teile mehr zum Nachlesen und Nachschlagen bestimmt sind. Doch selbst wer nur das Ganze im Auge hat, kann nicht an der Methode des Forschungsgebiets, die teils geschichtlich, teils vegetationskundlich ist, vorübergehen. Eines ihrer wichtigsten Mittel ist die Pollenanalyse: »In einem unberührten Moor können unter glücklichen Umständen Blütenstaubanalysen für alle Zeitabschnitte von der urgeschichtlichen Periode bis zur Gegenwart gewonnen werden; von der Rückwanderung der Baumarten, von der Entstehung des Waldes in den ersten Nacheiszeiten bis zu einem etwa künstlich geschaffenen Fichtenreinbestand eines Wirtschaftswaldes von heute. Die Ergebnisse der Pollenanalyse bieten eine der Hauptgrundlagen, auf denen waldgeschichtliche Untersuchungen verschiedenster Art kontrolliert oder weiter aufgebaut werden können.« Dem Waldhistoriker ist das sogenannte vorgeschichtliche Geschehen zwar »ein undokumentiertes, aber schon ein echtes geschichtliches – ein frühgeschichtliches – Geschehen.« Die Quellen für die geschichtliche Zeit findet er in den Archiven – in Ordnungen, Beschreibungen, Verträgen, Abrechnungen, etwa seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt er das Verhältnis von Waldgeschichte und Pflanzensoziologie, »weil die Waldgeschichte bei der kritischen Darstellung der durch den Menschen beeinflussten lebensgesetzlichen Entwicklung des Waldes ebenso vom soziologischen Prinzip, vom Grundsatz der Einheit der Waldpflanzengesellschaft ausgehen wird, denn dort liegt die Achse des Dualismus Natur–Mensch (Natur–Technik).«

Mit diesem Dualismus hat es die Waldgeschichte unausgesetzt zu tun, ja, die Entwicklung des Waldes unter seinem Einfluß entspricht nach Hornstein geradezu dem Begriff »Waldgeschichte«. »Die Menschen haben erst allmählich die Landschaften in Besitz genommen und erst allmählich die ursprüngliche Vegetation, im Mitteleuropa der

Nacheiszeit in der Form des Waldes, erobert und beeinflußt. Daher stand den kleinen vom Menschen wirklich in Besitz genommenen Ausschnitten auf der Erde noch lange überwiegend Urlandschaft, Urwald, Urwildnis gegenüber, bis in unserer Zeit das Verhältnis von Zivilisationslandschaft zur Urlandschaft sich verkehrt hat.« Der Eingriff des Menschen in die Lebensgemeinschaft des Waldes ist immer willkürlich, verschieden ist nur die »Willkür in der Art des Eingriffes, Willkür in der Verwendung der Mittel, Willkür in der Setzung von Zweck und Ziel, Willkür in der Dauer, im Maß und in der Intensität. – Der menschliche Eingriff erfolgt im Vergleich zur unmerklichen Kontinuität der natürlichen Einflüsse unregelmäßig, im Vergleich zur Langsamkeit der Natur kurzfristig, nach Intensität unter Umständen radikal.« Eine harmonische Koordination des Faktors Mensch mit den natürlichen Faktoren des Standorts gibt es nach Hornsteins Auffassung nicht! »In der ungestörten Natur geht jede Entwicklung im Prinzip des biologischen Gleichgewichtes naturgesetzlich vor sich. In der menschenbedingten Natur geht die Entwicklung, die sich kausal vom Willkürakt des Menschen ableitet, in irgendeiner Art gegen das Prinzip des biologischen Gleichgewichtes vor sich. – Jede menschliche Einwirkung verursacht vorerst eine Störung der natürlichen Funktionen. Deswegen muß der Begriff »Störung« noch nicht mit dem Odium des Verwerflichen bedacht sein.« Da man der Menschheit nicht wohl zumuten kann, sich der Ungestörtheit der Natur zuliebe selbst aufzugeben, käme es bei ideologischer Betrachtung demnach auf eine den Umständen entsprechend optimale Relation der beiden unversöhnlichen Faktoren an. In geschichtlicher Sicht ergeben sich dagegen typische Entwicklungsstufen, die auf der Verwandlung der Einheiten einer Urlandschaft in naturnahe, naturferne, naturfremde oder gar künstliche Einheiten beruhen.

Faßt man die Einwirkung des Menschen im besonderen auf den Wald ins Auge, so leiten sich aus der Urvegetation Wald vier geschichtliche Sukzessionen von verschiedener Wesensart ab, die in den einzelnen Gebieten zueinander in verschiedenen Verhältnissen stehen: 1. Waldgeschichtliche Sukzessionen, mit denen sich sozialgeschichtliche im Hinblick auf den Rohstoff Holz verbinden, 2. Sozialgeschichtliche, die auf Verwandlung des Waldes in menschlichen Lebensraum

zielen, 3. Agrartechnische, bei denen im Rahmen der Kulturlandschaft Waldböden in landwirtschaftliche verwandelt werden, um die sozialgeographischen Grundlagen der Gesellschaftsentwicklung zu ändern, schließlich 4. Degradations-Sukzessionen von regressivem Charakter, die als »üble Begleiterscheinungen der Sozialgeschichte des Menschen in der Natur, mit ihren sozialgeschichtlichen und sozialökologischen Gefahren für die Bodenstruktur, für den Fruchtbarkeitsfaktor des Landes (Wasserhaushalt), für die Versorgungskapazität des volkswirtschaftlichen Bedarfes« anzusprechen sind. Als Folge dieser Entwicklungsvorgänge stellen sich eine Reihe typischer Stadien des Waldes ein, die in zunehmendem Maße von dem Ausgangsstadium des ungestörten natürlichen Waldes wegführen: Die Sekundärtypen primitiver Nutzung und höher technisierten Waldbaus werden durch radikale forsttechnische Zerstörung des Waldwesens, durch Naturkatastrophen oder durch andauernden Raubbau schwer geschädigt. Außerhalb der natürlichen Entwicklungsreihe des Waldes stehen die durch »Technifizierung« entstandenen Typen, bei denen – über die Anwendung technischer Mittel hinaus – das ganze einst organisch-natürliche Sein durch das Prinzip der technischen mechanistischen Zweckmäßigkeit infiziert und die organischen Zusammenhänge der ursprünglichen Waldpflanzen-Tier-Gemeinschaft vernichtet werden, z. B. durch Anpflanzung eines Fichtenreinbestandes im reinen Laubholzgebiet. Die Reaktion der Natur auf einen solchen, durch den Menschen verursachten Bruch der Entwicklung führt zu den tertiären Naturtypen, indem etwa bei Auflockerung der naturfremden Bestände die charakteristischen Sträucher des ursprünglichen Waldes wiederkehren. »Die tertiären naturnahen Wirtschaftswälder sind ideale Vorstellungen, deren Verwirklichungsgrad in jedem einzelnen Fall von jeweiligen natürlichen, technischen und besonders von wirtschaftlichen Bedingungen abhängen wird.«

Den theoretischen Richtlinien, wie sie im Schlußteil des Werkes dargelegt werden, steht eine große Fülle phänomenologischer und morphologischer, geschichtlich unterbauter Beobachtungen aus allen Formationen des Alpenvorlandes gegenüber, darunter selbstverständlich auch von der Bodenseelandschaft, dem »Kleinod Mitteleuropas«, »einem Stück Herrlichkeit der Welt«: »Auch die Waldvegetation ent-

wickelt sich reicher unter dieser Gunst des Klimas als anderwärts, die Vegetationszeit ist verlängert, die Blüte bricht früher hervor, Spät- und Frühfrostgefahr ist gemildert. Wo Kirschen und Nußbäume und andere edle Obstsorten gedeihen, sind auch die edlen Laubhölzer im Vorrang. Ein milder, durch warme Föhntage gestreckter Herbst läßt die Früchte aller Art ausreifen und die Bäume langsam zur Winterruhe sich vorbereiten. Der ursprüngliche Wald um den Bodensee herum ist ein Laubmischwald unter Führung der Buche, die auch heute eine derart starke Lebenskraft entwickelt, daß sie unbedingt herrschend wirkt. Ihre Kraft beweist sich auch darin, daß der durch Jahrhunderte geübte, die Eiche begünstigende Mittelwaldbetrieb die Buche hier nicht verdrängte.« Dagegen scheint nach den urkundlichen Quellen auf den schweren, naßkalten Böden der Hochfläche um Herdwangen schon im 17. Jahrhundert die Fichte sich durchgesetzt zu haben. Zum waldegeschichtlichen Steckbrief der westlichen Bodenseelandschaft gehört schließlich die nicht zu übersehende Bedeutung der Forche: »Die Forche siedelt als Relikt der Späteiszeit an Sandsteinhängen und Felspartien zwischen Überlingen und Sipplingen, ebenso auf Kalkfelsen des Donautales, somit auf extremen, prädestinierten Standorten. – Auf Höhen um den Bodensee gibt es da und dort umgelagerte und eingearbeitete Sande, auf denen die Forche ungestörte Entwicklungsmöglichkeiten hatte. Diese vielen Stützpunkte gestatten die Annahme, daß die Forche sich schon seit jeher in den Wäldern der westlichen Bodenseelandschaft vereinzelt oder horstweise befunden hat und dann je nach Umständen sich stärker ausbreiten konnte, je lichter, wärmer und trockener der Laubwald war. So verbreitet wie im Allgäu am Ende des 18. Jahrhunderts war die Forche hier zwar nicht. Immerhin scheint sie im Raum um den Bodensee herum eine ähnliche Rolle gespielt zu haben wie anderwärts die Fichte mit Vorstoß und Waldbauvorstoß. – Heute ist die Forche wichtiges und wertvolles Mitglied im Wirtschaftswalde der Bodenseeegend. In wundervoll geformten Überhältern steht sie über den Junghölzern von Buchen und Mischungen aller Art.«

In solche minutiösen Schilderungen dringt man, wie Reifenberg meint, wie in ein Walddickicht ein, aber immer wieder lichtet es sich, und man gewinnt einen Ausblick auf das ferne, allgemeine Ziel. Der Autor duldet keine Dunkelheiten, wohl aber übt er sich ständig im

entsagungsvollen Verschweigen von Dingen, die ihm am Herzen liegen müssen, getreu seinem Vorhaben, »das Schicksal des Waldes durch den Einfluß des Menschen, und nicht die Beziehung des Menschen zum Walde« zu untersuchen. Wieviel er auch zu diesem zweiten großen Thema zu sagen hätte, das empfindet der Leser, der ein Gespür für musische Werte hat, auf Schritt und Tritt, das hat gerade Reifenberg merken müssen, der mit Recht behauptet: »unterirdisch und in den Obertönen begleiten die Stimmen der Musik, der Dichter, die Farben und Lichter der Maler den forschenden Geist«. Auch den sich fast zwangsläufig einstellenden Vergleich des Autors mit dem Freiherrn von Risach in Stifters »Nachsommer« hat der ältere Rezensent schon vorweggenommen. Es gibt in der Tat kaum eine andere Gestalt in der deutschen Dichtung, die den Gedanken der Vereinigung von theoretischer Erkenntnis und praktischer Pflege auf dem Grund einer gläubigen Liebe zu allem Lebendigen beispielhafter verkörperte. Das ist aber zugleich der Antrieb, der den Verfasser von »Wald und Mensch« bei jeder Zeile – auch der scheinbar nüchternsten Feststellung – beflügelt. Nur ganz zum Schluß, fast verschämt, öffnet uns Felix von Hornstein einen Spalt, durch den wir in den poetischen Winkel seines Herzens blicken, wenn er vom Rohstoff des Holzes spricht, den der Wald dem Menschen gewährt. »Man riecht es, man fühlt es, es spricht mit uns, wenn man es berührt; aus seiner Maserung projizieren sich kunstvolle Linien von geheimnisvoller Bedeutung in unser Empfinden und bilden sich dort zu sinnvollen Abstraktionen.« Doch selbst an dieser Stelle enthält er sich der Metaphern und nährt unsere Phantasie mit realen Bildern. In der reinen Aufzählung hölzernen Geräts, des ersten Pfluges, des ersten Mordgeräts der Keule, der ersten Flöte, des ersten Bildwerks, der Wiege, des Sarges, des Kreuzesholzes zaubert er eine Welt der Wärme, der Zärtlichkeit, der Erhebung und des Opfers vor das innere Auge. »Durch Tausende von Jahren bauten die Menschen nur aus Holz ihre Häuser und Wohnstätten. Aus Holz sind Betten, Truhen, Orgeln und Geigen, die vielen Schiffe aller Jahrhunderte, vom eichenen Einbaum bis zum Kriegs- und Kaufmannsschiff.« Das bergende Gehäuse von Dürers »Hieronymus« taucht auf und die von vielen deutschen Künstlern geübte Verwendung dieses lebendigsten Materials im Holzschnitt. In der Wahl der Landschafts-

bilder zur Illustration des Buches beweist sich abermals die Neigung zum sinnlich Anschaulichen der erschaffenen Form.

Müssen wir noch Reifenbergs eindeutiges Urteil über den Stil von Hornsteins Werk bestätigen? »Er schreibt in der schönsten und zuverlässigen Manier: er schreibt aus der Fülle.« Wie festgefügt und in ihrer Schlichtheit wohl erwogen sind Sätze wie: »Zehn- bis fünfzehntausend Jahre hat der Wald Mitteleuropas zu den Perioden seiner natürlichen Entwicklung gebraucht. Zweimal hundert Jahre erst dauert die Umgestaltung des Waldes durch die wissenschaftliche Forstwirtschaft. Nun ist ein großer Reichtum an Wäldern aufgebaut. Aber im Gefüge dieses Reichtums sind wir in vielem verarmt, an Pflanzen und Tieren und mancher Schönheit des natürlichen Lebens.« Man sieht keinen erhobenen Zeigefinger, wenn Hornstein die Sünde der Gedankenlosigkeit nennt, man ahnt nur den Ernst des eigenen Verantwortungsgefühls, wenn der Waldhistoriker mahnt: »Es könnte sein, daß man für etwas verantwortlich gemacht wird, woran man gar nicht gedacht hat. Dann könnte es ein großes Verwundern geben. Pflanzen könnten aussagen, Wälder könnten drohen, Unfruchtbarkeit nackter Erde, Verwüstung irgend eines Stückes der Welt könnte anklagen.« Welt ist für Hornstein noch irdische Welt, sein Buch eine Warnung, nicht Phantasmen nachzujagen, sondern das Nahe als das Wesentliche zu bedenken. Als Natur- und Menschenfreund bekennt er sich in der Widmung seines Werkes, in der sich zugleich sein literarischer Rang auf engstem Raume dokumentiert: Es ist

Den Dichtern
Adalbert Stifter und Gottfried Keller,
den Geographen
Albrecht Penck und Robert Gradmann,
allen Lehrern
wahrhaft naturnahen Waldbaues,
meinen Freunden,
den Leuten von Seldwyla, und anderen,
allen Liebhabern
des Alpenvorlandes, der Wälder, Tiere
und Menschen,
zugeeignet.

1962 Dr. Felix Freiherr von Hornstein, Orsenhausen, für sein Werk
»Wald und Mensch« (1951)

* 1883 in Wien,

Jurist im österreichischen Staatsdienst, 1926 Übernahme des
Gutes Orsenhausen bei Laupheim durch Erbfolge,

† 1963 auf Gut Orsenhausen

Felix von Hornstein: Mensch – Natur oder Auf der Suche nach
dem rechten Maß. Ein Grundriß. 119 Seiten. Otto Maier Verlag,
Ravensburg 1957

Felix von Hornstein: Wald und Mensch. Theorie und Praxis der
Waldgeschichte. Untersucht und dargestellt am Beispiel des Al-
penvorlandes Deutschlands, Österreichs und der Schweiz
Zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage. 284 Seiten, reich
illustriert. Otto Maier Verlag, Ravensburg 1958

Preisverleihung 3. Juni 1962, Laudatio Wilhelm Boeck

Dr. Dieter Helmuth Stolz:
Laudatio auf Jacob Picard

Wandert man am Untersee auf der Halbinsel Höri, im Hegau oder im weiteren alemannischen Land, so stößt man hier und dort auf Gottesäcker, deren Grabsteine hebräische Inschriften zeigen. Es sind die letzten sichtbaren Erinnerungszeichen an jüdische Gemeinden, die vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg in einigen Dörfern dieser Landschaft entstanden, die darob »Judendörfer« genannt wurden, eine Bezeichnung, der in keiner Weise irgendwie ein abwertender oder abfälliger Beigeschmack anhaftete. Sie besagte lediglich, daß in diesen Gemeinden im Gegensatz zu den rein christlichen Dörfern auch Juden in mehr oder minder großer Zahl lebten. Für unseren Bodenseeraum sind dies die Orte Gailingen, Randegg, Wangen und Worblingen. Nachdem die oberschwäbischen Städte, darunter auch Überlingen, seit dem 15. Jahrhundert keine Juden mehr in ihren Mauern duldeten, dürften sich wohl bereits damals einzelne Juden in diesen Orten niedergelassen haben. Die furchtbare Dezimierung der Bevölkerung durch den Dreißigjährigen Krieg, besonders in der zu Vorderösterreich gehörenden Grafschaft Nellenburg im Hegau, führte dazu, daß die Grundherren einzelner Ortschaften die Ansiedlung jüdischer Familien gestatteten, vor allem auch, um durch deren Abgaben, die nicht unbedeutend waren, einen Ersatz für den aus der Verminderung der Einwohner entstandenen Steuerausfall zu haben. Im Laufe der Jahrzehnte wuchsen diese jüdischen Gemeinden, ihre Blütezeit lag im 19. Jahrhundert. Das besagen schon einige Zahlen, wie sie das »Hof- und Staatshandbuch für das Großherzogtum Baden« im Jahre 1834 verzeichnet. Damals lebten im Seekreis, der 19 Amtsbezirke mit 377 Gemeinden umfaßte, insgesamt 1266 Juden, von denen nicht weniger als 1256 auf das Amt Radolfzell entfielen. Gailingen war das größte dieser Judendörfer mit 672 Juden, deren Zahl damals sogar die der christlichen Einwohner um 20 übertraf. Es folgten Randegg mit 294, Wangen mit 227 und Worblingen mit 63 jüdischen Bewohnern. Hatte zunächst nur Gailingen eine Synagoge, so folgten bald auch die anderen

Dörfer wie Wangen im Jahre 1827. Die einzelnen Judendörfer errichteten sich ihre eigenen Friedhöfe. Es entwickelte sich ein jüdisches Gemeindeleben mit allen Einrichtungen für religiöse, geistige und Wohlfahrtsbedürfnisse. Die Juden in diesen Gemeinden wie überhaupt in ganz Südwestdeutschland kannten keine dumpfe Ghettoluft. Dank der vorbildlichen liberalen Einstellung, die damals das Land Baden vor allem unter Großherzog Friedrich I. auszeichnete, wurden die Juden zu vollgültigen Staatsbürgern mit allen Rechten und Pflichten. Sie lebten in diesen Dörfern in gegenseitiger Achtung und Toleranz, ja Freundschaft mit ihren christlichen Mitbürgern und Nachbarn, fühlten sich mitverantwortlich am Geschick der Gesamtgemeinde, und selbst das Amt eines Bürgermeisters stand ihnen offen, wie dies für Gailingen der Fall war, wo Leopold Guggenheim von 1870-1884 segensreich die Geschicke des Dorfes leitete. Im Rahmen des ländlichen Wirtschaftslebens hatten die Juden als Händler ihre feste Aufgabe. Gleichzeitig besaßen die meisten Grund und Boden, unterhielten selbst eine kleine Landwirtschaft, säten und ernteten, gingen hinter dem Pflug und verwuchsen so mit diesem Land, das ihnen Heimat bedeutete. Mit dem Aufkommen der größeren Städte begannen vor allem jene, die keinen Grund und Boden besaßen und darum nicht so feste Wurzeln geschlagen hatten, abzuwandern. Der Rückgang der Juden in diesen Dörfern im Laufe des letzten Drittels des vergangenen Jahrhunderts war unterschiedlich. Am stärksten in Worblingen, wo 1900 nur noch drei jüdische Mitbürger lebten. Randegg hatte um diese Zeit noch 80, Wangen 63, und Gailingen war mit 750 Juden immer noch das zahlenmäßig stärkste Judendorf in unserem Gebiet. Aber die Abwanderung hielt an. Als der Antisemitismus 1933 zum Staatsprogramm erhoben wurde, gab es in Worblingen bereits überhaupt keine Juden mehr. In Gailingen waren es noch 314, in Randegg 62 und in Wangen 21. Nach dem Inferno, das dann über die deutschen Juden hereinbrach, hat Randegg heute keine Juden mehr. Nach Gailingen und Wangen kehrten drei zurück.

Verschwunden sind die Synagogen, und der Begriff »Judendörfer« ist zu einem historischen geworden. Und wenn auch noch die jüdischen Friedhöfe bestehen, so wären diese Judendörfer und ihr einstiges Leben wohl unabänderlich der Vergessenheit anheim gegeben, hätte

nicht Jacob Picard sie zum Hintergrund und Schauplatz seiner im Band »Die alte Lehre« zusammengefaßten Erzählungen und Anekdoten gemacht. Er hat ihnen so als erster ein literarisches Denkmal gesetzt, doch es ist weit mehr als dies, wie noch zu zeigen sein wird.

Jacob Picard, selbst aus Wangen am Untersee stammend – seine Vorfahren dürften bereits Ende des 15. Jahrhunderts dort sesshaft geworden sein – hat 1959 im Jahrbuch des »Leo Baeck Institute« New York unter dem Titel »Childhood in the Village« in englischer Sprache seine Kindheit im Heimatdorf Wangen geschildert. 1934 hatte er in einem »Bodensee-Erlebnis« betitelten Essay in Velhagen und Klasing's Monatsheften jenen für sein Wesen und Schaffen bekenntnisreichen Satz geschrieben: »Wer aber in ihr – nämlich der Bodenseelandschaft – geboren wurde und als Jugenderlebnis ihr Bild zum Symbol seines Lebens mit sich trägt, der ist gesegnet.« Und rund 22 Jahre später bekennt er sich trotz allem, was ihm angetan worden war – Schreibverbot, Einstampfung gerade jener Erzählungen, die wir heute auszeichnen dürfen –, schließlich Flucht mit knapper Not über Rußland, Korea, Japan nach den USA, wo er lange Jahre unter schwierigsten wirtschaftlichen Verhältnissen und mit niedriger Arbeit, der Sprache fremd und in dem früheren Beruf als Jurist nicht verwendbar, sein Dasein fristen mußte, da bekennt Picard in dieser Schilderung seiner Kindheit sich wiederum zu den physischen und geistigen Wurzeln dieser seiner Bodenseeheimat, wenn er schreibt: »Was mich betrifft, so blieb mir das Bild meines Heimatortes mit seiner Szenerie und seinen sozialen Formen durch Jahrzehnte meines Lebens erhalten. Es schenkte mir geistige Nahrung, wenn ich fort war, in großen Städten lebte und mich selbst als Glied der größeren deutschen Gemeinschaft empfand. Es beseelte mich bis zu dem Tag, an dem ich über den Ozean emigrieren mußte. Sogar jetzt noch, so viele Jahre später, da ich zwangsläufig neue Wurzeln in einem fremden Lande geschlagen habe, muß ich gestehen, daß dies für mich wie für meine Väter noch der fruchtbare Boden ist, aus dem ich körperliche und geistige Kraft ziehe, auch wenn sich alles seit meinem endgültigen Fortgang verändert hat.«

Und als Jacob Picard vor einigen Jahren nach Europa zurückkehrte – inzwischen Bürger der USA geworden –, hat er obige Feststellung

noch ergänzt durch den bezeichnenden Satz: »Aber man kann nicht hundert Jahre in einer Landschaft gelebt haben wie der meiner Jugend und alles in zwei Jahrzehnten Emigration vergessen.« Es ist bezeichnend, daß Jakob Picard, als er in Amerika die Schilderung seiner Kindheit niederschrieb, vor sich, wie ein Symbol, ein prähistorisches Nephritbeil liegen hatte, das er bei seinem letzten Besuch in Wangen noch kurz vor seiner Emigration aus dem Schlamm am heimatlichen Ufer des Untersees ausgegraben und mit in die Fremde genommen hatte.

Aber es waren neben der Landschaft noch andere Kräfte, wie aus diesen Kindheitserinnerungen deutlich wird, die einen bestimmenden Einfluß auf den werdenden jungen Menschen ausübten und die später in verschiedener Weise auch in seinem schöpferischen schriftstellerischen Werk in Erscheinung treten sollten. Da ist zunächst die starke Persönlichkeit seines Großvaters väterlicherseits, in dessen Haus Picard mit seinen Eltern lebte, hochgeachtet gleichermaßen bei Juden und Christen, dessen starke Gläubigkeit dazu führte, wie Picard selbst sagt, »daß die jüdische Religion ihn von Anbeginn wie die Luft umgab und das Leben selber war«. »Dieser große tröstliche Glaube, der uns bis heute gerettet hat«, wie Jacob Picard bekennt, durchzieht viele dieser Erzählungen und Anekdoten wie ein roter Faden, jedoch ohne Pharisäertum oder Überheblichkeit gegenüber anderen religiösen Anschauungen. Zwei seiner Erzählungen in dem preisgekrönten Werk zeichnen in eindrucksvoller Weise das Bild des Großvaters.

Wohl entscheidend für die Weckung und Entfaltung der geistigen Anlagen und der literarischen Interessen wurde für Picard seine in Tiengen lebende, aus dem Elsaß stammende Großmutter mütterlicherseits, eine hochgebildete und belesene Frau, bei der er bis zu seiner Studentenzeit seine Ferien verbrachte. »Diese Ferien«, so schreibt er in seinen Erinnerungen, »trugen viel zu dem bei, was ich geworden bin.« Sie war es, die ihm Gedichte jenes Mannes vortrug, dessen großer Erzählkunst sich Picard später selbst verpflichtet fühlte, Johann Peter Hebel. Die alemannischen Gedichte, von der Großmutter vorgelesen, sprachen ihn so an, daß er sie bald fast auswendig wußte. Aber auch seine ersten eigenen lyrischen Versuche las er, der zunächst als Lyriker begann, dieser aufgeschlossenen Frau vor. Wenn es auch heute

in erster Linie gilt, den Erzähler Picard zu ehren, so wäre das Bild seiner Persönlichkeit und seines Werkes doch unvollständig, würde nicht wenigstens in knappen Linien sein lyrisches Schaffen gekennzeichnet. 1913 erschien sein erster Gedichtband »Ufer«, nachdem schon vor 1910 Theodor Heuss, den Picard seit 1908 persönlich kannte, Verse von ihm gebracht hatte. Als Mentor seiner ersten Gedichte nennt Picard Emanuel von Bodman, Mentor hier aber mehr im landsmännischen als im stil- und formbildenden Sinne gemeint. Denn Picard ist seine eigenen Wege gegangen. Und dies auch dann, als er in Heidelberg mit dem Expressionismus in Berührung kam. Seine ursprünglichen Vorbilder waren die großen Schweizer Dichter des ausgehenden 19. Jahrhunderts gewesen. In München wies ihm dann Stefan Georges strenge Formzucht weitere Wege, ohne daß er aber je zu dessen Kreis gezählt hätte. Aber auch von Hermann Hesses erster Gedichtsammlung war Picard tief beeindruckt, nicht minder von den Gedichten Hans Carossas. Wie man Picard und sein lyrisches Schaffen damals im Heidelberger literarischem Freundeskreis sah, mag man daraus erkennen, daß er dort gelegentlich »Bodensee« genannt wurde. Sein zweiter, 1920 erschienener Gedichtband »Erschütterung« ist gekennzeichnet durch sein Erlebnis des Ersten Weltkriegs, aus dem zwei seiner Brüder nicht mehr zurückkehrten. Und die letzte, 1960 von Freunden des Dichters zusammengestellte Gedichtsammlung »Der Uhrenschatz« wird in ihrer Aussage weitgehend bestimmt durch das Erlebnis der Emigration und die nicht verstummende Sehnsucht nach der Heimat.

O diese tausend Jahre
Erschufen unser Bild;
Wohin auch jeder fahre,
Kein Herz, das nicht bewahre,
Was je sein Blut erfüllt.
Der alten tiefen Stimmen
Gesang tönt ewig fort;
Und noch im letzten Glimmen
Der Augen wird verschwimmen
Der gute Väterort.

So heißt es ergreifend in dem 1939 verfaßten Gedicht »Wohin wir ziehen«. Auch Picard zählt zu jener Generation, die als Dichter und Seher schon Jahre vor dem Ersten Weltkrieg das kommende Unheil ahnten – 1912 schreibt er das Gedicht »Fragment vom Weltuntergang«, eine fast visionär zu nennende Schau der Zukunft, wohl sein einziges Gedicht, das man als expressionistisch bezeichnen könnte. Und Jahre vor dem letzten Kriege äußerte Picard resigniert: »Ruhm, was ist das angesichts der Hoffnungslosigkeit unseres Geschlechts?« So klingt immer wieder in seinen Versen ein Zug von Melancholie, von Einsamkeit und Resignation an, wie in jenem 1911 erschienenen und seither häufig gedruckten Gedicht »Heimfahrt«, aus dem Erlebnis des herbstlichen Sees erwachsen:

Da wir müd vom Fischen heimwärts kehren,
Feuchte Netze hängen über Bord,
Hören wir verhüllt nur da und dort
Andre, die die Winterboote teeren.
Denn im Nebel loschen allzufrüh
Häuser, Kirche und bebuschte Ufer.
Keiner überhört den dunkeln Rufer
Der in jedem von uns mahnt: verglüh.

Doch trotz dieser Aussagen und Erkenntnisse ist Picard im Ursprünglichen seines Wesens ein »Hymniker der Schöpfung, ein Berauschter der Natur«, wie er mit vollem Recht im Nachwort seines jüngsten Gedichtbandes genannt wird. Wie hätte dies auch bei einem Dichter anders der Fall sein können, der wie er in seinem ganzen literarischen Schaffen so stark von der idyllischen Bodenseelandschaft und der Fülle ihrer bildhaften Eindrücke bestimmt wurde.

Hatte so die Großmutter das literarische Interesse geweckt, so führte ihn der Großvater unbewußt an ein historisches Stoffgebiet, aus dem viele Jahrzehnte später Picard in Amerika eine Gestalt biographisch darstellte. Es handelte sich um die Geschichte des amerikanischen Bürgerkriegs, ein Buch, das dem Großvater deshalb so teuer war, weil darin General Sigel eine große Rolle spielte. Dieser General Sigel war, bevor er nach Amerika hatte fliehen müssen, das eigentliche militärische Haupt der 48er Revolution in Baden gewesen, an der auch

der Großvater teilgenommen hatte. Und eines Tages, so schildert es Picard in seinen Kindheitserinnerungen, habe er von seinem Großvater eine Postkarte erhalten, auf der stand: »Hast Du gelesen, daß mein General umgekommen ist?« Dieses kleine Erlebnis wurde dann für Picard der Anlaß, daß er viele Jahre später in den USA mit einem amerikanischen Stipendium, das er 1945 zur Erforschung des Lebens Franz Sigels erhielt, eine Biografie über ihn verfaßte. Das Manuskript über das Leben dieses Freiheitskämpfers, der seine Laufbahn mit dem Heckerputsch 1848 in Konstanz begann, liegt abgeschlossen vor, ist aber noch nicht gedruckt, lediglich einzelne Kapitel sind bisher in verschiedenen deutschen Zeitungen und Zeitschriften wie auch im Bodenseebuch veröffentlicht worden.

Rückschauend hat Picard die Jugendjahre in Wangen und Tiengen als glücklich bezeichnet. Man möchte diese Bezeichnung »glücklich« heute rückblickend nicht nur im landläufigen Sinn verstanden wissen, sondern ihr insofern einen tieferen Gehalt geben, daß ihm in diesen Jahren die Einflüsse und keimhaften Anregungen durch Landschaft und Familie, Umgebung, Religion und Brauchtum gegeben wurden, die für sein späteres literarisches Werk inhaltlich wie gestaltlich von grundlegender Bedeutung werden sollten.

Man hätte annehmen können, daß ein junger Mensch mit so starken musischen Neigungen auch seine berufliche Wahl darnach richten würde. Zwar studierte Picard zunächst Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte, wandte sich dann aber der Rechtswissenschaft zu und promovierte nach dem Staatsexamen mit dem bemerkenswerten, man möchte fast sagen, ahnungsvollen Thema »Die friedengefährdende Klassenverhetzung«. Doch auch als Rechtsanwalt in Konstanz bis 1925 und später als Syndikus des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller in Rheinland-Westfalen, ein Amt, das er 1933 aufgab, um sich ganz literarisch zu betätigen, war Picard weiterhin schriftstellerisch tätig. In jener Kölner Zeit gehörte er dem »Rheinischen Dichterkreis« um Paquet, Binding, Winkler, Norbert Jacques, Stefan Andres u. a. an. Arbeiten dieser Jahre, Lyrik und Prosa, erschienen in namhaften deutschen und Schweizer Zeitungen und Zeitschriften sowie im Bodenseebuch. 1935 aus der Schrifttumskammer ausgeschlossen, konnte er dann nur noch in der jüdischen Presse zu Wort kommen, bis die Pogromtage von 1938 auch dem ein Ende setzten.

Die ersten Blitze der staatlichen antisemitischen Maßnahmen waren bereits niedergegangen, als Picard mit der Niederschrift der Erzählungen des Buches »Die alte Lehre« begann. Und als dann die ersten der Gleichheit und Würde der Menschen hohnsprechenden Gesetze erlassen waren, erschienen ein Teil dieser Geschichten, die Picard vor allem am Untersee in Horn und Wangen geschrieben hatte und die vereinzelt zunächst in einigen jüdischen Zeitungen erschienen waren, unter dem Titel »Der Gezeichnete« 1936 bei der jüdischen Buchvereinigung Berlin, doch wurde das Buch bald darauf eingestampft. 1956 kam es, ins Amerikanische übersetzt, unter dem Titel »The Marked One« in Philadelphia heraus, wo es einen beachtlichen Widerhall fand. Seit dem letzten Jahr liegt es nun der deutschen Öffentlichkeit wieder vor.

In seiner 1963 veröffentlichten Erzählung »Spur unterm Wasser« hat der vor allem durch sein 1946 erschienenes Buch »Die Gesellschaft vom Dachboden« bekanntgewordene Schriftsteller Ernst Kreuder sich auch polemisch mit gewissen Formen der zeitgenössischen Literatur auseinandergesetzt. Dabei kritisiert er die Neigung der Erzähler der Gegenwart zum Psychologisieren und Monologisieren und fügt dem die treffende Bemerkung an: »Zum Erzählen gehört vor allem die Freude am Erzählen.« Und er fährt nicht minder zutreffend fort: »Der Schreibprozeß zerstört die erzählerische Naivität.« Und darin sieht er eine Erklärung für den fortschreitenden Schwund der erzählerischen Substanz in der heutigen Literatur.

Bei Picard fühlt man in jeder seiner Geschichten und Anekdoten deutlich die Freude am Erzählen. Und wenn wir unter der Kreuderschen Bezeichnung »erzählerische Naivität« die Unmittelbarkeit des Erzählens verstehen, so ist es Picard gelungen, diese voll und ganz zu erhalten bei Wahrung einer sehr gekonnten naht- und bruchlosen Formgebung. Auch er hat sich, wie Berthold Auerbach, der Verfasser der »Schwarzwälder Dorfgeschichten«, einmal betonte, bei der Niederschrift wohl immer als mündlich erzählend gedacht, hat diese Erzählungen zu Papier gebracht, ohne um die Dinge, wie er selbst bekennt, »psychologistisch herumzureden«. Ab und zu unterbricht der Erzähler Picard kurz die Handlung, um aus der Distanz zu dem Geschehen, die den Epiker auszeichnet, eine aus reicher Lebenserfahrung und tiefer

Menschenkenntnis gewordene allgemeingültige Folgerung oder Feststellung zu treffen. Immer ist es der Mensch mit seinen Fehlern und Schwächen, aber auch mit seiner Güte und Großherzigkeit, der im Mittelpunkt der Erzählungen steht. Es sind keine weltbewegenden Ereignisse, um die es hier geht, sondern Konflikte und Spannungen, Probleme und heitere Situationen, die seine Gestalten, keine abstrakte Schemen, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, verursachen und zu bestehen haben als Einzelwesen wie auch als Glieder der Gemeinschaft, in die sie hineingestellt sind. Und diese Gemeinschaft ist in diesen Geschichten zunächst die jüdische, dann die des ganzen Dorfes. Auch Picards Kurzgeschichten sind zum überwiegenden Teil das, was er selbst in einem Essay anlässlich des 200jährigen Geburtstages von Johann Peter Hebel über dessen Geschichten sagte, nämlich nicht bloße Lebensschilderung, sondern auch Konflikt und Entscheidung in Tat und Geschehen, wobei es um die ewigen menschlichen Gefühle und Triebe geht. Dabei erweist sich Picard als ein feiner Kenner menschlicher Psyche, aus deren Regungen und Kräften er das Handeln seiner Gestalten sichtbar zu machen versteht, ohne die heute in der Literatur so gern geübte, mit dem Sezierschneidmesser vorgenommene »seelische Anatomie« anzuwenden. Durch die Unmittelbarkeit seines Erzähltons, der den Leser unwillkürlich in seinen Bann zieht, sind Picards Geschichten und Anekdoten in ihrem kompositorischen Handlungsablauf wie in ihrer zwar schlichten, aber außerordentlich eindrucksvollen, bildhaften Sprache von hohem literarischem Rang, sie sind Zeugnis einer Erzählerbegabung von einer einprägsamen eigenen und unverwechselbaren Art, auch wenn sie unverkennbar in der alemannischen Erzählertradition eines Johann Peter Hebel und Gottfried Keller stehen. Ohne Klage oder Anklage weilt des Dichters Auge mit Güte und Verstehenwollen auf dem Unzulänglichen und Bruchhaften menschlicher Existenz. Die durch menschliche Schwachheit, Fehler oder Irrtum gestörte Ordnung wird wieder ins rechte Lot gebracht oder aber eine Torheit mit einem ironischen Augenzwinkern verzeihend belächelt.

Nur in der Erzählung »Raphael und Recha«, eine mit erstaunlich einfachen Mitteln gestaltete meisterhaften Darstellung menschlich konträrer Wesenszüge, führt Picard den durch den Geiz und die Habgier der Recha bestimmten Handlungsablauf bis zum tragischen

Höhepunkt, dem Selbstmord ihres gütigen Gatten Raphael. Doch folgt dann auch hier als versöhnender Schluß der durch den Tod Raphaels bewirkte Gesinnungswandel der Recha.

Aus dem ganzen Erzählband seien drei Geschichten etwas näher skizziert, eine, weil sie in großartiger Weise die Seelenstärke einer Mutter schildert – diese »Zwei Mütter« überschriebene Kurzgeschichte erhielt bezeichnender Weise bei einem vor zwei Jahren vom Internationalen P.E.N.-Klub veranstalteten Preisausschreiben als einzige deutschsprachige Arbeit bei mehr als 250 Beteiligungen eine Belobigung, sie wurde in Deutschland wie in Amerika auch in mehreren Anthologien aufgenommen – und die beiden anderen Erzählungen deshalb, weil sie in, ich möchte behaupten, einmaliger Weise in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Juden und Christen vorbildlich und richtungweisend sein können, ja, sein müssen. In der Geschichte »Zwei Mütter« steht die gütige und hilfsbereite Tante Fradel im Mittelpunkt, die überall da, wo es zu helfen galt, sei es bei jüdischen oder christlichen Familien, mit Rat und Tat zur Stelle war. So auch dem Hannchen Lipschitz, deren Sohn nach Amerika hatte auswandern müssen, von wo er der Mutter allmonatlich einen Brief mit fünf Dollar sandte. Da aber Hannchen Lipschitz weder lesen noch schreiben konnte, übernahm dies bereitwilligst Tante Fradel, an die schließlich der Einfachheit halber der Sohn die Briefe adressierte. Das ging Jahre so, bis plötzlich die Briefe ausblieben. Tante Fradel tröstete Mutter Lipschitz, doch eines Tages traf von fremder Hand ein Brief mit der Todesnachricht des Sohnes ein. Um aber der alten, schon hinfälligen Frau das Leid über die Todesnachricht ihres einzigen Sohnes zu ersparen, schrieb Tante Fradel von nun an monatlich selbst einen Brief, in dem der Sohn von seinem Wohlergehen und sonstigem berichtete. Die fünf Dollar aber stiftete monatlich die Chewra-Kadischa, die wohlthätige Einrichtung der Gemeinde. Und so blieb alles wie bisher, nur daß statt der fünf Dollar jetzt immer schon das Geld in die heimische Währung umgewechselt war. Doch dann kam der 70er Krieg, und Tante Fradels Sohn mußte ins Feld. Lassen wir nun aber den Dichter selbst mit seinen Worten die Geschichte zu Ende erzählen:

»Tante Fradel, diese Mutter, hatte jetzt selbst ihre große Sorge; wir brauchen darüber kein Wort zu verlieren, um es klarzumachen. Aber